



Leseprobe aus Oppermann, Fürchtet uns, wir sind die Zukunft,  
ISBN 978-3-407-81298-8 © 2022 Gulliver  
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/  
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81298-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81298-8)

# I THEO

Ich war achtzehn, als ich anfang, und ich wusste nichts.

Ich erinnere mich noch an die Nachricht, die meine Mutter mir an meinem ersten Tag an der Akademie schickte: *»Heute wirst du zum zweiten Mal geboren. Alles Gute, Theo, der Pianist! Denk dran, das Hemd an den Ärmeln umzuschlagen.«*

So war sie, seit ich denken konnte. Alles war wichtig, nichts durfte dem Zufall überlassen werden. Der Zeitpunkt, wann man aufsteht (6 Uhr 45), genauso wie die Anzahl der Minuten, die ein Ei kocht (sechseinhalb). Die Musik, die man hört (mit voller Aufmerksamkeit!), genauso wie die Art, ein Buch aufzuschlagen (ohne ihm den Rücken zu brechen). *»Wenn du im Kleinen nicht dein Bestes gibst, wirst du niemals groß werden!«*

Ich war schon froh, dass ich es geschafft hatte, halbwegs pünktlich aus dem Haus zu kommen. Jetzt, wo ich allein mit meiner Schildkröte wohnte.

Der Schweiß suppte mir im Nacken, während ich im 8. Stock der Akademie den langen, düsteren Korridor entlang-lief. 8.56, ich suchte Raum 8.56.

Durch die angrenzenden Türen konnte ich das Üben der anderen hören: Ein Sänger, der sich abmühte, die hohen Noten zu kriegen, immer wieder dieselbe Stelle. Fingerübungen am Klavier. Tonleitern in einem Wahnsinnstempo.

*»Dozentenraum 8.56«, las ich endlich auf einem kleinen weißen Schild. »Prof. Cornelius Goldstein«.*

In der Aufnahmeprüfung vor zwei Monaten waren mir vor Aufregung die Noten aus der Mappe gerutscht, als ich ihn am Prüfungstisch entdeckt hatte. DER GROSSE GOLDSTEIN. Bisher hatte ich ihn bloß von Fotos und Konzert-Videos gekannt.

Ich wäre im Boden versunken – wenn er mir nicht so freundlich zugezwinkert hätte.

Ich freute mich, ihn wiederzusehen, und nahm mir gleichzeitig fest vor, die Noten diesmal nicht fallen zu lassen.

*Das Konzert beginnt*, dachte ich und klopfte an die Holztür.

Ich horchte, doch in Goldsteins Raum tat sich nichts.

Ich klopfte noch einmal.

Wieder nichts!

Ich schob den verschwitzten Hemdsärmel hoch und schaute auf die Armbanduhr, die mir meine Mutter zum achtzehnten geschenkt hatte. Es war zwei Minuten nach elf.

Vier weitere Tonleitern klangen aus dem Raum gegenüber, bis ich mich dazu durchringen konnte, die Klinke zu drücken – *abgeschlossen!*

Kurz stand ich unschlüssig herum mit meinem blöden Schulrucksack, in dem die Noten steckten, dann hockte ich mich auf den Boden neben die Tür.

Meine vorherigen Lehrer hatten alle enormen Wert auf Pünktlichkeit gelegt. Bei einem hatte ich für jede verspätete Minute eine zusätzliche Etüde als Hausaufgabe üben müssen.

Vermutlich ahnte ich schon da, dass mein kommender Unterricht anders werden würde als aller, den ich bisher erhalten hatte.

7

Eine Viertelstunde später kam ein älterer Mann in grünem Regencapе gemächlich den Flur entlanggeraschelt – Cornelius Goldstein.

Von Nahem sah er faltiger aus als auf den Fotos. Aber er trug immer noch den Vollbart und die runde Brille wie auf seinem ersten Konzert. Nur, dass der Bart jetzt grau war.

»Entschuldigen Sie, Theo Sandmann«, sagte er mit seiner warmen Stimme, die ich aus Interviews kannte, »bei meinem Fahrrad ist die Kette rausgesprungen. Wir können heute nur auf den schwarzen Tasten spielen.«

War das ein Scherz? Zur Sicherheit lachte ich ein bisschen.

Herr Goldstein schlüpfte aus seinem staubtrockenen Capе und schloss den Raum auf. »Ich hatte fest damit gerechnet, dass es heute schütten würde, es roch so nach Gewitter ... vermutlich ein Wunschtraum. Gewitter sind ein Feuerwerk der Natur – großartig, einfach großartig.«

Er ging hinein und hängte das knisternde Plastikgewand an einen Wandhaken. »Willkommen in Ihrem neuen Reich, Theo Sandmann! Schauen Sie sich gerne um.«

Das Erste, was mir auffiel, war mein eigenes, verdutztes Gesicht, das mir aus einem Spiegel entgegenguckte.

Verdammt, ich hätte mir heute Morgen die Haare besser kämmen sollen ... Vogelnest nannte meine Mutter diese Frisur immer, mal liebevoll, mal tadelnd (meist tadelnd).

Das Zweite, an dem mein Blick hängen blieb, waren die beiden Flügel. Zwei glänzende, schwarze Bechsteins standen nebeneinander auf einem großen, bunten Perserteppich. Noch waren sie zugeklappt.

Ich nahm an dem vorderen der beiden Platz.

»Allem Anschein nach können Sie es kaum erwarten«, lächelte Goldstein.

Ich fuhr mir verlegen durchs Haar. Meine vorherigen Klavierlehrer hatten mich nie gesiezt. Aber die waren ja auch kein Goldstein ...

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir uns zunächst ein wenig unterhielten?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Schön«, sagte Goldstein. »Möchten Sie einen Kaffee dabei?«

Ich schüttelte wieder den Kopf. Ich war bereits wacher als wach.

»Eine weise Entscheidung«, sagte Goldstein. »Die Maschine ist im Moment nämlich besonders unberechenbar. Sie verwechselt manchmal das Reinigungsmittel mit der Milch.« Er setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. »Mögen Sie nicht kurz herüberkommen? Keine Sorge, mit den Tasten werden wir uns noch lange genug auseinandersetzen.«

Ich stand vom Klavierhocker auf, lief an den beiden schwarzen Flügeln vorbei und ließ mich nach kurzem Zö-

gern in einen bunt gemusterten Ohrensessel sinken, der am Fenster in der Ecke stand. Ich gab mir Mühe, nicht in dem Plüsch zu verschwinden und kam mir dennoch klein vor.

Herr Goldstein ließ seine blauen Augen auf mir ruhen, als würde er ein Bild betrachten.

»Äh ... toller Sessel«, sagte ich, um die Stille zu durchbrechen.

»Nicht wahr?«, erwiderte Goldstein. »Den habe ich aus der Schauspielabteilung entwendet. Die schleppen ja immer neues Zeug vom Sperrmüll an für ihre Produktionen, und wenn das Stück abgespielt ist, weiß kein Mensch mehr, wohin damit.«

Ich nickte, als hätte ich eine Ahnung von der Schauspielabteilung und ihren Produktionen.

»Manchmal ist ein bisschen kriminelle Energie ganz hilfreich«, sagte er.

Ich lächelte wieder. Ich hasste Smalltalk.

»Aber heute geht es mir eigentlich weniger um den Sessel als um den, der drinsitzt!« Seine Augen schienen mich zu durchleuchten. »Erzählen Sie doch mal, was Sie hierhergeführt hat. Alles, was ich über Sie weiß, ist, dass Sie uns mit Ihrem Vorspiel so mächtig beeindruckt haben, dass wir Sie gerne weiter ausbilden möchten.«

»Dafür bin ich sehr dankbar«, erwiderte ich höflich.

»Ach was«, sagte Goldstein, »das ist doch unser Job als Akademie. Erzählen Sie was über sich! Wie kommen Sie zum Klavier? Haben Ihre Eltern Sie hingeführt?«

»Nicht ganz«, antwortete ich stockend. »Meine Eltern wa-

ren Tänzer. Am Ballett. Beide. Ich komme aus einer Tanzfamilie.«

»Wie interessant«, sagte Goldstein. »Sind Ihre Eltern denn noch aktiv? Kann man sie noch auf der Bühne sehen?«

»Mein Vater war ein großer Künstler«, erwiderte ich. »Aber er starb bei einem Verkehrsunfall, als ich fünf war. Und meine Mutter hat kurz darauf aufgehört. Sie hat versucht, mir das Tanzen zu vermitteln, aber ich bin absolut unfähig. Ich kann nur dazu spielen.«

»Das ›nur‹ überhöre ich mal«, sagte Goldstein. »Das ist ja eine außergewöhnliche Geschichte! Dann sind Sie vermutlich mit viel Musik aufgewachsen, nehme ich an?«

Ich nickte.

»Und jetzt wollen Sie mit der Musik auch DIE ZUKUNFT gestalten?«

»Ja.« Ich wusste nicht, warum ich auf einmal so klein klang, als ich das sagte. Vielleicht, weil das Wort *Musik* so wenig in mir auslöste. Ich hatte es zu oft gehört in meinem Leben. *ZUKUNFT* dagegen klang neu und abenteuerlich, viel abenteuerlicher als die ständige Fleißarbeit am Klavier.

Herr Goldstein sah mich lange und rätselhaft an. »Ich freue mich, mit Ihnen arbeiten zu dürfen«, sagte er dann. »Bevor wir anfangen: Gibt es noch etwas, das Sie über mich wissen wollen?«

»Warum geben Sie keine Konzerte mehr?« Die Frage war mir herausgerutscht, ohne dass ich nachgedacht hatte.

Zu meiner Erleichterung sah er nicht beleidigt aus. Im Gegenteil. Sein Gesicht wirkte jetzt noch freundlicher als ohne-



hin. »Ich habe genug Konzerte gegeben«, sagte er. »Genug für ein Menschenleben. Irgendwann hatte ich den Eindruck, dass sich alles wiederholt – die Flughäfen, die Hotels, die Interviews ... Ich wurde müder und müder. Bis ich beschloss, dass sich etwas ändern musste.« Nachdenklich sah er nach draußen. Es fing jetzt doch an zu regnen. Ein dicktropfiger Sommerregen.

»Alle Kollegen haben mich für verrückt erklärt, als ich meine Konzertkarriere mittendrin an den Nagel hängte und hier anfang. Mir war das schnurz. Ich habe es nie bereut.«

»Aber das Unterrichten ...«, ich riss mich von dem Anblick der Tropfen an der Scheibe los. »Wiederholt sich das nicht genauso?«

»Nein«, sagte er. »Weil jeder Schüler anders ist. So wie Sie, Theo Sandmann, spielt sonst niemand. Man muss nur genau hinhören ...« Er sprang auf. »Womit wir eigentlich eine gute Überleitung hätten zu Ihrem ersten Spiel, oder?« Schwungvoll klappte er den Flügel auf.

»Spielen Sie mir doch bitte etwas vor. Jetzt dürfen Sie ran.«

Ich stand auf und ging hinüber zu den beiden Flügeln. In dem kleinen Raum erschienen sie mir unfassbar riesig ... Bisher hatte ich nur in großen Räumen auf so guten Flügeln gespielt, vor allem bei Wettbewerben. Und diese beiden hier waren ganz offensichtlich erstklassig.

Ich nahm am linken der beiden schwarzen Bechsteins Platz, zögerte aber noch, den Tastendeckel zu öffnen.

Irgendwas an der Atmosphäre hatte sich verändert. Ir-

gendwie war jetzt mehr ... Bedeutung im Raum. Ich griff nach meinem Rucksack.

»Fühlen Sie sich sicherer mit Noten?«, fragte Herr Goldstein.

Ich nickte.

»Dann spielen Sie heute bitte ohne.«

Ich starrte ihn an. »Ich kann aber gerade nichts auswendig.«

»Spielen Sie irgendwas. Es muss nichts Schweres oder Außergewöhnliches sein.«

»Ich kann leider nicht ...«

»Bitte denken Sie erst nach, bevor Sie aufgeben.«

Ich öffnete den Deckel. Legte vorsichtig die Hände auf die Tasten. Dachte nach. Ließ sie wieder sinken. »Mir fällt nichts ein.«

»Wirklich nicht? Sie haben alle Zeit der Welt«, sagte Goldstein ruhig.

Ich hätte weinen können. So hatte ich mir meine erste Stunde nicht vorgestellt. Ich schluckte. »Es tut mir leid. Aber auswendig kann ich heute einfach nicht.«

»Zumindest erscheint Ihnen das so.«

Ich nickte. »Es tut mir leid.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen«, winkte Goldstein ab.

Ich kramte erneut nach meinen Noten.

»Lassen Sie die bitte eingepackt, bis ich Ihnen etwas anderes sage«, sagte Goldstein bestimmt.

»Aber ich kann doch nicht ohne!«

»Sie haben gesagt, Ihnen fällt nichts ein, das ist etwas völlig anderes.« Er stand auf und ging wie in Gedanken versunken im Raum auf und ab. »Haben Ihnen Ihre Eltern als Kind manchmal vorgesungen?«, fragte er.

»Äh ... ja, warum?«

»Ich möchte Ihnen ein wenig auf die Sprünge helfen. Welche Melodien haben Ihre Eltern Ihnen vorgesungen?«

»Äh, ich glaube ...«, ich lächelte unsicher, »*Der Mond ist aufgegangen*.«

»*Der Mond ist aufgegangen*«, wiederholte Goldstein, als hörte er den Titel zum ersten Mal. »Eine fantastische Idee! Bitte spielen Sie mir *Der Mond ist aufgegangen*.«

»Aber ich weiß doch gar nicht ...«

»Nicht aufgeben. Anfangen!«

Ich sah ihn an. Es lagen weder Tadel noch Strenge in seinem Blick. Bloß Neugier.

Also fing ich an, die Melodie einstimmig mit der rechten Hand zu spielen.

Es klang nicht nach Theo dem Pianisten. Ehrlich gesagt klang es mehr nach Theo dem Fünfjährigen, der auf seinem ersten Klavier herumklimperte. Es hörte sich furchtbar dünn und langweilig an und zu allem Überfluss verspielte ich mich sogar einmal.

»Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte Goldstein.

»Alles gut«, versicherte ich, »es ist nur ... Ich komme mir so ... schlecht vor.«

»Natürlich«, Goldstein seufzte. »Das war ja auch schlecht.

Oder vielleicht war es auch genial. Wer kann das schon wissen? Wer entscheidet, was gut ist? Am Ende zählt nur, mit welchem Gefühl die Zuhörer nach Hause gehen. Das entscheidet nämlich darüber, ob sie wiederkommen werden.« Er setzte sich auf den Klavierhocker neben mich. »Nachdem Sie sich jetzt ein wenig orientiert haben, spielen Sie es noch einmal. Vergessen Sie das Wort »schlecht«. Das Einzige, was zählt, ist, dass Sie genießen, was Sie da spielen. Es ist Ihr Lied, Sie haben es geschrieben.«

»Okay.« Ich schloss die Augen und spielte ein Lied über den Mond, spielte es so, als kenne es noch niemand, als wäre jeder Ton darin ganz neu für die Welt. Mir fiel auf, wie gut die Akustik des Raumes war. Der Teppich schluckte einen Großteil des Nachklangs und auch von den Wänden kam kaum Hall zurück. Fast wie in einem Tonstudio.

Blind lauschend und in mich selbst versunken tastete ich nach den Tönen, und war selbst überrascht davon, wie meine Finger immer die richtigen fanden.

Ich öffnete die Augen und merkte, dass Goldstein seine immer noch geschlossen hielt. Die Falten in seinem Gesicht schienen weniger geworden zu sein. Er sah gelöst aus. Nicht als würde er schlafen – eher, als würde er beten. Oder an eine verflossene Geliebte denken ...

»Vielen Dank«, sagte er, als er die Augen aufschlug. Er erhob sich und ging zum Fenster, durch das die warme morgendliche Sommersonne hineinstrahlte. »Und jetzt singen Sie mich in den Schlaf.«

Ich starrte ihn entgeistert an.

»Was, meinen Sie, ist die Königin der Instrumente?«, fragte er.

Ich überlegte. »Ich weiß es nicht.«

»Natürlich DIE STIMME!«, donnerte Herr Goldstein, dass der Flügel bebte. »Mit jedem Instrument versuchen wir letztlich an die menschliche Stimme heranzukommen. Kein anderes Instrument ist emotionaler. Spielen Sie, als würden Sie mich in den Schlaf singen.«

Er ließ sich im Ohrensessel nieder. »Beginnen Sie, wann immer Sie möchten. Wir haben Zeit.« Er schloss die Augen. Wieder bekam sein Gesicht diesen gelösten und gleichzeitig hochkonzentrierten Ausdruck.

Auf einmal hatte ich wieder die Stimme meines Vaters im Ohr. Er sang ganz rau und leise, während er mit seinen Fingern den Takt auf meinen Arm klopfte.

»Langsamer bitte.«

Ich wiederholte die Tonabfolge, etwas gemäßigter diesmal. Ich hatte seit Monaten keine so simple Melodie gespielt, aber das war auf einmal egal.

»Noch langsamer. Hören Sie sich zu beim Spielen!«

Ich spielte noch langsamer und lauschte dabei so konzentriert auf die Melodie, als wäre sie eine Zauberformel. Aus irgendeinem Grund kamen mir dabei fast die Tränen, aus Anstrengung? Nein, es war eher umgekehrt ... aus Erleichterung. Weil es plötzlich *nicht mehr anstrengend* war. Ich musste gar nicht gut spielen, nur aufmerksam zuhören – hey, das war neu!

»Das Beste an der Musik steht nicht in den Noten«, lächelte Goldstein. »Ich danke Ihnen. Sie haben einen interessanten Anschlag. Ihre Finger gehen sehr sorgsam mit den Tasten um. Vielleicht sind Sie doch kein so schlechter Tänzer, wie Sie meinen.«

Ich lachte und zum ersten Mal an diesem Tag war es ein ganz echtes, befreites Lachen.

Goldstein lächelte. »Ich habe Sie genug gequält. Sie dürfen jetzt Ihre Noten herausholen.«

Als ich zurück in den Flur trat, war es, als hätte ich eine neue Welt entdeckt. Es war, als würde das Singen und Schwingen der Töne aus den anderen Räumen mich auf der Haut berühren, so sehr waren meine Sinne geschärft. Als hätte mir jemand nach Jahrzehnten endlich die Ohropax aus den Ohren gezogen und dazu auch noch einen Bleikittel abgenommen. Ich schwebte. Ich lauschte und schwebte. Fast so, als sei ich selbst ein Ton, und das war ich ja auch – meine Füße klackten auf den Boden, meine Hosenbeine raschelten und mein Atem strömte ein und aus.

Seit ich krabbeln konnte, hatten meine Eltern mich mit zu ihren Proben genommen. Musik war für mich so normal wie Duschen und Zähneputzen. Nicht mal einschlafen konnte ich, ohne dabei irgendein Stück zu hören (vielleicht träumte ich deshalb so wild).

Und trotzdem hatte ich das Gefühl, erst jetzt wirklich *zu hören*.

Ich kam ins Treppenhaus und ließ meine Hand beim Gehen über das Geländer rutschen. Es quietschte – erst leise, dann laut, dann noch lauter, und ich meinte, die Intervalle zu erkennen. Eine Terz Unterschied zwischen dem Quietschen des Geländers auf gerader Strecke und dem Quietschen in der Kurve.

Dieser merkwürdige Herr Goldstein mit seiner runden Brille ... »Können Sie sich vorstellen, in dieser Art und Weise weiter mit mir zu arbeiten?«, hatte er mich am Ende des Unterrichts gefragt.

»Ja, ja, unbedingt!«, hatte ich gestammelt. Das Wort *Arbeiten* erschien mir jedoch völlig unpassend als Beschreibung der letzten anderthalb Stunden. Sie kamen mir eher wie ein Spiel vor, eines mit erheblicher Suchtgefahr. *Wenn das Arbeit ist, dann möchte ich niemals Wochenende haben*, dachte ich.

Fettgeruch stieg mir in die Nase, als ich die Eingangshalle erreichte. Ich folgte den anderen Studenten um mich herum in die Mensa. Keinen davon erkannte ich vom Vorspiel wieder. Gesichter kann ich mir ganz schwer merken, Stimmen oder Lachen dagegen sofort.

Ich nahm mir ein Tablett und reihte mich ein. Der Lärm in der Mensa war brutal. Drei Frauen an der Theke stritten auf Russisch miteinander, während sie Kartoffelbrei auf Teller klatschten. Aus der angrenzenden Küche dröhnte eine Abzugshaube. Die beiden Studentinnen vor mir kicherten so laut und hoch, wie es wohl nur ausgebildete Sopransängerinnen tun.

Ich hätte gern meine Geräusche dimmenden Kopfhörer aufgesetzt. Aber meine Mutter hatte mir gestern Abend am Telefon eingeschärft, ich sollte unbedingt neue Leute kennenlernen.

»Karte auflegen«, blaffte mich die Kassiererin an.

»Äh ... wie bitte?«

»Bist neu?«, fragte sie, »Hast Ausweis?«

»Nein«, sagte ich. »Also doch, ich bin neu. Aber ich habe noch keinen Ausweis.«



»Brauchst Ausweis, um zu bezahlen«, schnarrte sie. »Hat man dir nicht gesagt?«

»Schon, dass ich den Ausweis abholen soll, aber ich wusste nicht, dass ich ihn zum Bezahlen brauche.«

»Brauchst du aber.«

Ein asiatisches Mädchen, das hinter mir wartete, mischte sich ein: »Komm, ich zahl für dich!« Ihre Stimme war wie ein Kinderlied. Sie legte ihren Ausweis auf das Lesegerät – es blinkte und die Kassiererin nickte mir zu. »Brauchst Ausweis«, sagte sie noch mal nachdrücklich.

»Ich werde ihn gleich nach dem Essen abholen«, versprach ich und machte, dass ich wegkam.

»Besteck gibt's da drüben«, sagte das asiatische Mädchen von eben.

Geblandet von dem Licht der Glasfront, das in die Mensa knallte, folgte ich ihr. »Danke für die Hilfe.« Ich beschloss, mir ihre Stimme einzuprägen.

Scheppernd packten wir uns Besteck auf die Tablett.

»Und welches Instrument bist du?«, fragte sie. »Ich merk dir doch an, dass du kein Schauspieler bist«, sie grinste mich an.

»Woran erkennst du das?«

»Schauspieler sind nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, nicht mal von Sonja.«

»Sonja?«

»Die Frau an der Kasse. Sie ist eigentlich ganz lieb.«

»Wenn das lieb war, möchte ich sie lieber nicht mit Migräne erleben ...«

Das Mädchen lachte. »Guter Satz! Vielleicht bist du doch Schauspieler.«

»Nein, ich studiere Klavier.«

»Ich verstehe.« Sie zeigte auf eine Tischreihe oben im ersten Stock, von der aus man nach unten zu den anderen sehen konnte. »Die Pianisten sitzen normalerweise da oben. Da findest du bestimmt deine Semesterkollegen. Kennst du die schon?«

»Nur vom Warten aufs Vorspielen. Wir haben noch nicht gesprochen.«

»Das wundert mich nicht.«

»Warum?«

Sie lachte wieder. »Du hast eine Menge Fragen ... Ich bin Tofu«, stellte sie sich vor. »Das ist nicht mein echter Name, aber so nennen mich alle und ich hab mich dran gewöhnt. Weil ich Chinesin bin und Veganerin ... Na ja. Ich studiere elementare Musikpädagogik mit Schwerpunkt Geige. Kurz EMP. Das EMP könnte aber auch stehen für *Eine Menge Plackerei*. Ich hab ziemlich Hunger, weil ich den ganzen Vormittag damit verbracht hab, eine Klangreise mit Sechsjährigen zu unternehmen. Mit Triangeln. Kannst du dir vorstellen, wie es klingt, wenn zwanzig Knirpse gleichzeitig auf ihre Triangeln hauen? Ich muss jedenfalls dringend was essen. Und ich rede immer zu viel.«

»Ich rede eher zu wenig«, antwortete ich.

»Na, das passt ja.«

»Kommst du mit mir nach oben zum Essen?«

»Zu den Pianisten? Sehe ich aus, als wär ich lebensmü-

de?!« Sie tätschelte mir die Schulter. »Du bist noch neu, du bist in Ordnung. Aber die meisten Leute hier betrachten uns EMPLer als gescheiterte Musiker. Besonders die ...«, sie rollte mit den Augen, »*angehenden Konzertpianisten*. Das kann ich grade wirklich nicht gebrauchen.« Sie zeigte zu einem Gruppentisch am Fenster. »Aber an unseren Tisch bist du jederzeit eingeladen.« Sie überlegte kurz. »Ich empfehle dir allerdings, heute besser erst mal mit deinen Kollegen zu essen. Es sei denn, du willst schon von Anfang an der Außenseiter sein.«

»Ich hab nichts dagegen, der Außenseiter zu sein.«

Sie sah mich von der Seite an. »Mumm hast du jedenfalls! Ich rate es dir trotzdem. Das ist ein Haifischbecken hier. Wenn du die anderen erst mal kennengelernt hast, kannst du ja immer noch zu uns kommen.«

»Vielen Dank.«

»Wie heißt du eigentlich?«

»Theo Sandmann.«

»*Tofu und Sandmann!* Wir sollten irgendwann Konzerte zusammen geben.«

Ich nickte. »Gerne.«

Sie lachte und tätschelte mir schon wieder die Schulter. »Also guten Appetit, Sandmann! Lass dir dein Essen nicht verderben.«

»Guten Appetit!«

Sie verschwand in Richtung des Gruppentisches am Fenster, von dem die anderen alle zu mir herüberstarrten.

Ich machte mich schnell mit meinem Tablett auf ins Trep-

penhaus. Das mit dem Leute Kennenlernen ging einfacher als gedacht!

7

Die Treppe rauf auf der Empore standen deutlich weniger Tische. Einer davon war ein laut klackernder Tischkicker, an den anderen saßen mehrere kleinere Gruppen verteilt. Ich war überrascht, wie normal alle aussahen. Irgendwie hatte ich mir die Akademie mehr wie eine Art Zauberschule vorgestellt.

Auf einem der vorderen Tische entdeckte ich einen Klavierband von Debussy, den ich gut kannte, also steuerte ich darauf zu.

»Hier ist schon belegt«, sagte ein zierliches, blondes Mädchen, gerade als ich mich setzen wollte. »Derek kommt gleich.«

Ich ließ also einen Platz frei und setzte mich auf den Stuhl daneben. Das Mädchen war die reinste Elfe. Sie trug ein hellblaues Kleid und hatte sich das Haar zu zwei langen, fast weißen Zöpfen gebunden. Es fiel nicht besonders schwer, sie sich in Tüll gekleidet an einem großen, weißen Flügel vorzustellen.

Ein Mädchen und ein Junge mir gegenüber unterhielten sich lebhaft auf Japanisch. (Allerdings nicht miteinander, sondern mit ihren iPhones.)

»Ich heiße Theo«, sagte ich.

Das Mädchen schien kurz zu überlegen, ob sie mir ihren

Namen wirklich anvertrauen sollte. »Michelle Günther-Laurent«, sagte sie schließlich und fügte hinzu: »Ich bin zweisprachig aufgewachsen.«

»Toll«, sagte ich und griff nach meinem Löffel.

Wäre ich nicht so ausgehungert gewesen, hätte ich wahrscheinlich auf den Eintopf verzichtet. Auf der Oberfläche hatte sich inzwischen eine graugrüne Haut gebildet. Die Suppe war kalt und schmeckte nach Salz, Bohnen und Möhrenmus. Beim dritten Löffel hatte ich auf einmal einen Brocken unaufgelösten Brühwürfel im Mund. Ich versuchte ihn runterzuschlucken, aber das Zeug blieb mir am Gaumen kleben. Ich unterdrückte ein Würgen.

»Geht's?«, fragte mich Michelle.

Ich nickte stumm, wartete kurz, bis sie nicht mehr hinsah, und beugte mich dann schnell über die Schüssel, um auszuspuken.

Michelle senkte den Blick, verzog ganz leicht den Mund und schob mir eine Papierserviette herüber.

»Danke.« Mit rotem Kopf griff ich nach meiner Trinkflasche. »Und ... äh ... wie heißt ihr?«, fragte ich die beiden mir gegenüber.

Sie schienen mich nicht mal zu hören.

Michelles Gesicht hellte sich blitzartig auf, als ein großer Typ mit braunen Rastalocken dazukam. Er trug ein silbernes, hochgekrempeltes Hemd und es brauchte nicht viel Fantasie, um ihn auf einem Albumcover zu sehen.

»Derek!«, rief sie mit Glöckchenstimme.

Er ließ sich auf den freien Stuhl fallen. »Hab den Weg nicht gleich gefunden. Ist ganz schön verwirrend hier ...«

Ich nickte zustimmend.

»Bist du der Dritte?«, wandte sich der Typ an mich.

»Der Dritte?«

»Na, der Dritte, den sie dieses Jahr für Klavier angenommen haben.«

»Ich glaube schon. Ich bin Theo.«

»Komisch, du warst heute früh gar nicht dabei, als wir die Ausweise abgeholt haben«, sagte Michelle.

»Ich hatte Einzelunterricht.«

Michelles Augen wurden groß. »Du hattest schon Einzelunterricht?«

»Ja.«

»Bei wem?« Auf einmal schien sie mich nicht mehr ganz so eklig zu finden.

»Herr Goldstein.«

»Goldstein!«, sagte sie ehrfürchtig. »Den hättest ich auch gern gehabt ...«

Derek pfiff durch die Zähne. »Nicht schlecht! Der nimmt jedes Jahr nur einen.«

Ich schaute in meine Suppe.

»Na, und wie ist er?«, hakte Derek nach.

»Gut.«

»Was hast du gespielt?«, fragte Michelle.

Ich dachte kurz nach. »Ein Stück über ... den Mond.«

»Du meinst die *Clair de lune* von Debussy, oder?«, fragte das Mädchen. »Die hab ich mit acht gespielt. Meine Mutter

ist Französin. Sie war auch schon Pianistin. Ich bin zweisprachig aufgewachsen.«

»Cool«, sagte Derek. »Ich liebe die *Clair de lune*.«

Ich merkte, dass ich keine Lust hatte, den beiden mehr über die Stunde zu erzählen, aber ein anderes Thema fiel mir auch nicht ein. »Die Suppe ist ziemlich salzig«, sagte ich nach einer kurzen Pause (bloß um irgendetwas zu sagen; denn um neue Leute kennenzulernen, musste man etwas sagen).

Die beiden Asiaten mir gegenüber standen auf.

»Die sieht ehrlich gesagt auch nicht besonders gut aus«, sagte Derek mit Blick auf meine Schüssel.

»Wisst ihr, wo man die Ausweise herbekommt?«, lenkte ich ihn ab.

Michelle erklärte es mir. »Ich würde aber erst noch mal zur Toilette gehen«, sagte sie am Schluss. »Dir klebt noch Kartoffel am Kinn.«